

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Michele Jaffe

Geisterblumen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

Es begann in der Morgendämmerung.

Ich erwachte mit dem Lachen eines Mädchens im Ohr. Ein Sonnenstrahl fiel schräg auf mein Gesicht und malte meine Augenlider von innen golden aus. Ich reckte mich, tastete mit Fingern und Zehen über das verknitterte Laken auf die andere Seite des Bettes.

Leer.

Es war ein Traum gewesen. Es gab kein lachendes Mädchen. Die Luft, die durch das fleckige Fliegengitter vor dem Fenster meines möblierten Zimmers fiel, war um 5:03 Uhr am Morgen schon warm.

Ich hatte über tausend Tage geschlafen. Zumindest fühlte es sich so an.

Noch zwei Minuten, dann würde der Wecker klingeln. In letzter Zeit passierte es mir immer häufiger, dass ich sechzig, neunzig oder hundert Sekunden zu früh aufwachte, als wollte mich irgendetwas in meinem Inneren mahnen, ich solle nicht trödeln und endlich von hier weggehen.

Ich bin eine Hochstaplerin. Eine Fälschung. Eine Betrü-

gerin. Aber alles, was jetzt folgt, ist die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Ich habe keinen Grund mehr zu lügen.

In Tucson ist die Dämmerung etwas Besonderes. Sie zieht nicht sanft und schwelend herauf wie an den Grenzen des Landes. Sie kommt auf einen Schlag, ein dünnes, scharfes Licht, das viel ehrlicher wirkt als sein buttergelber Verwandter vom Nachmittag, auch wenn das nicht immer schmeichelhaft ist.

Ich gähnte. Eine dicke Hummel summt vor dem Fenster. Weiter unten an der Straße hörte ich einen Rasensprenger, der einen durstigen Vorgarten wässerte. Er klickte einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal, sechsmal, siebenmal, dann schwang der automatische Arm *einszweidreivierfünfsichsieben* wieder zurück. Die warme Luft legte sich wie eine zusätzliche Decke über mich, und ich genoss das Gefühl einen Moment lang. Dann ging mein Wecker, und ich quälte mich aus dem Bett.

Im harten Morgenlicht zeigte sich jede Narbe und jeder Kratzer auf dem zerschrammten Nachttisch und der Kommode, deren Schubladen zugeklebt waren. Bei 53,50 Dollar Miete pro Woche konnte man keine Schubladen erwarten. Die winzigen blauen Blumen auf der gelben Tapete sahen aus wie Grippeviren. Ich hätte hier zehn Stunden lang putzen können, und es hätte weder besser ausgesehen noch weniger einsam gewirkt.

Heute war Muttertag. Um halb zehn wimmelte es im Starbucks in der Altstadt, in dem ich arbeitete, von wohlgenährten weißen Männern mit dicken goldenen Eheringen, die Cargo-Shorts und T-Shirts trugen, Kinderwagen schoben und sich besondere Mühe gaben, wenn sie ihrer Frau einen perfekten doppelten Chai Latte mit wenig Schaum holten. Als würde das die ganzen Abende ausgleichen, an denen sie nicht beim Kochen geholfen hatten, oder die Wochentage, an denen sie mir zugezwinkert hatten, wenn sie im Anzug hereinkamen. Die Frauen machten das verlogene Spiel mit und bemühten sich auszusehen, als wünschten sie sich an ihrem besonderen Tag nichts mehr, als mit ihrer Familie in einem Café zu sitzen.

Wer weiß, vielleicht war es ja so. Ich sollte lieber gleich sagen, dass ich nicht verstehe, wie glückliche Familien funktionieren. Nach meinen Erfahrungen in Pflegefamilien betrachte ich »die Familie« als einen Organismus, der von bequemen Lügen und unbequemen Bedürfnissen zusammengehalten wird und seine schützenden Stacheln ausfährt, wenn man es wagt, das auszusprechen.

Meine dritte Pflegemutter, Mrs Cleary, hatte nicht verstehen können, weshalb es mir so schwergefallen war, mich anzupassen. »Du musst lernen, auch an andere zu denken und Mitgefühl zu zeigen«, hatte sie gesagt und sich in ihrem Fernsehsessel zurückgelehnt, im Schoß eine Schüssel Popcorn, in der Hand ein Glas Bourbon. Mein Magen knurrte

hörbar, was wir jedoch ignorierten. »Du kannst den anderen nicht alles in die Schuhe schieben.«

Das wollte ich auch gar nicht. An ihren Schuhen war ich schon mal gar nicht interessiert. Sie trug schwarze, spitz zulaufende Pumps mit acht Zentimeter hohen Absätzen und grellbunten Schnallen, die ihre Füße einquetschten und sie dazu veranlassten, die rot bemalten Lippen zu einer festen Linie aufeinanderzupressen, wann immer sie aufstand. Ich hätte bei diesem Anblick am liebsten geschrien.

Es war meine letzte Pflegefamilie gewesen.

Ich schaute mir gerade die limonengrünen Flipflops einer Frau mit botoxverstärktem Dauerlächeln an – »Ich wünsche Ihnen einen tollen Tag!«, flötete ich –, als der Typ und das Mädchen an meiner Kasse erschienen.

»Hi, erinnerst du dich an mich?«, fragte der Junge, als die Frau weg war, lächelte verschwörerisch und beugte sich vor.

Ich betrachtete es als rhetorische Frage. Ihn zu vergessen wäre ebenso unmöglich gewesen, wie ihn und das Mädchen zu übersehen. Zum einen passten sie wie die Faust aufs Auge in die Mutter-Vater-Kinderwagen-Menge. Zum anderen sah er aus, als wäre er soeben einer dieser Werbeanzeigen entstieg, auf denen ein halbnackter Typ mit perfekt modellierten Armmuskeln und Waschbrettbauch zum Horizont schaut. Reich. Verwöhnt. Mit dem immer

gleichen Ausdruck der Selbstzufriedenheit. Mit einem Gesicht, das einen durchaus bis in seine Träume verfolgen konnte.

Außerdem war er in den vergangenen Wochen fünf Mal hier gewesen. Auch das Mädchen kam mir bekannt vor, aber ganz sicher war ich mir nicht.

»Ich bin Bain«, sagte er, als ich ihn einfach nur anschaute.

»Bain Silverton. Und das ist meine Schwester Bridgette.«

»Eve«, erwiderte ich und deutete auf mein Namensschild.

»Ich heiße immer noch Eve Brightman. Genau wie bei allen anderen Malen auch, bei denen du mich gefragt hast.«

»Du erinnerst dich also an mich.« Seine Augen leuchteten vor Freude. »Ich glaube, das tust du wirklich. Es ist nämlich so – du siehst jemandem, den ich mal gekannt habe, verdammt ähnlich.« Er wandte sich an das Mädchen. »Siehst du, Bridge? Ist das nicht verrückt? Sicher, die Haare sind kürzer, aber ansonsten könnte sie es wirklich sein.«

Sie nickte. Genau wie er hatte sie große, himmelblaue Augen mit schweren Lidern und ein vollkommenes, ovales Gesicht, doch während sein Blick schelmisch und warm wirkte, war ihrer kühl und abschätzend. Vermutlich hatte sie das gleiche hellbraune Haar wie er, das in der Sonne golden schimmerte, doch ihres war in einem subtilen Rotton gefärbt und fiel ihr in einem dichten Pony in die Stirn. Mir kam der Gedanke, dass dies in ihrer Welt wohl ein ungeheurer Akt der Rebellion sein musste. Ich bemerkte, wie

sie mit zwei Blicken meine Jeans und das billige T-Shirt taxierte. Sie selbst trug einen kurzen Jeansoverall und darüber einen weiten Kaschmirpulli, Mokassins, eine große Ledertasche mit dezenten Verzierungen und eine Designerbrille, die sie sich ins Haar geschoben hatte. Am Zeigefinger der linken Hand hatte sie einen goldenen Dreiband-Ring von Cartier. Schlichtes Understatement. Ich schätzte den Wert des Outfits ohne Ring auf viertausend Dollar. Meins hatte 34,53 Dollar gekostet.

»Ich habe Bridgette alles über dich erzählt«, sagte Bain.

Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was das gewesen sein sollte, doch bevor ich danach fragen konnte, kam mein Chef Roman herüber. »Eve, was habe ich dir über das Quatschen mit Freunden an der Theke gesagt?«, fragte er mit seiner nasalen Stimme und schaffte es irgendwie, mich bedrohlich anzufunkeln und Bain und Bridgette dabei schleimig anzugrinsen.

»Wir wollten gerade bestellen«, beschwichtigte Bain und tat das auch. Er (Cappuccino) und Bridgette (Pfefferminztee) begaben sich an einen Tisch in der Ecke, den eine fünfköpfige Familie soeben verlassen hatte.

Roman ging auf mich los. »Du weißt, du bist nur zur Probe«, sagte er und funkelte mich an. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie Bridgette die Krümel, die die Familie hinterlassen hatte, mit einer Serviette sorgsam wegwischte und diese dann säuberlich zu einem kleinen Umschlag falte-

te, bevor sie sie wegwarf. »Darüber reden wir nach Dienstschluss.«

Hinter seiner zornigen Miene verbarg sich Erregung. Roman wusste, dass ich den Job brauchte. Er argwöhnte, dass etwas mit meinem Ausweis nicht stimmte, dass ich eigentlich zur Schule gehen müsste und er mich deswegen in der Hand hatte. In der Vergangenheit hatte er versucht, diese Macht in einer Weise zu nutzen, die ... nun, in einer bestimmten Weise. Und so einsam war nicht einmal ich.

Bisher war ich seinen Versuchen durch eine Kombination von Geschick und Glück entkommen. Aber es wurde allmählich schwieriger.

Bain und Bridgette unterhielten sich mit gesenkten Köpfen und ernster Miene, wobei sie alle paar Sekunden zu mir herüberschauten. Sie erinnerten mich an geschmeidige, gepflegte Bergkatzen – sie waren schön, hatten aber etwas Raubtierhaftes. Ich tat, als würde ich es nicht bemerken, doch mein Herz hämmerte, und ich bin mir sicher, dass einige Leute ihren Kaffee zum halben Preis bekamen, weil ich nicht bei der Sache war.

Bain griff nach Bridgettes Kalender aus grauem Rochenleder, der auf dem Tisch lag. Ich sah, wie er einen Zettel herausnahm, etwas darauf kritzelte, seinen Stuhl nach hinten schob und aufstand. Als Bridgette Tasche, Pullover und Sonnenbrille einsammelte und zur Tür ging, trat er an die Kasse und schob mir den Zettel über die Theke.

»Wir möchten dir ein Angebot machen. Ruf an, wenn du interessiert bist.«

Ich steckte den Zettel rasch in meine Schürzentasche, wobei ich Bridgettes Blick auf mir spürte. Da war ein Ausdruck in ihrem Gesicht, den ich nicht deuten konnte, jedenfalls war er nicht freundlich. Sie spielte mit dem Ring an ihrem Finger.

Als ich Pause hatte, holte ich den Zettel aus der Tasche. Auf einer Seite befand sich eine mit Bleistift geschriebene Liste. Auf der anderen standen mit Tinte zwei Zahlenreihen. Die eine war eine Telefonnummer. Die andere ein Betrag: *100 000 \$.* *In bar*, war dahinter gekritzelt.

Ich hörte Ninas Pfiff, auf den sie so stolz gewesen war, als würde sie neben mir stehen. Mein Gott, wie gern hätte ich sie jetzt an meiner Seite gehabt. »Du musst etwas haben, auf das sie *wirklich* scharf sind«, hörte ich ihre Stimme verwundert in meinem Kopf sagen.

Das musste ich wohl. Ich drehte den Zettel noch einmal um und überflog die Liste. Vermutlich Bridgettes Handschrift; sie schien zu ihr zu passen. Oben drüber stand *Für Mari-sol* und darunter: *Inhalt des Gewürzregals ausräumen, mit feuchtem Tuch auswischen, in alphabetischer Reihenfolge wieder einräumen. Medizinschrank ausräumen, mit antibakteriellen Tüchern (die blauen, nicht die gelben) auswischen und in chronologischer Reihenfolge vom frühesten zum spätesten Ablaufdatum wieder einräumen.* Plötzlich sah ich vor mir,

wie sie das Gleiche mit mir tat, den Inhalt ausräumte, mich sauberwischte und in einer neuen, verbesserten Reihenfolge wieder einräumte.

Sie ist ein Mensch, mit dem ich nichts zu tun haben möchte, dachte ich. Ich schob den Zettel zurück in die Tasche, setzte eine neutrale Miene auf und ging wieder an die Arbeit.

2. Kapitel

Wergessen ist schwerer, als sich zu erinnern«, hatte Miss Melanie immer gesagt. Sie hatte neben meiner letzten Pflegefamilie in den Efficiency Suites Apartments gewohnt. Sie war die älteste Bewohnerin des Häuserblocks und eine Art inoffizielle Hausmeisterin. Ich sehe sie noch in ihrem zerkratzten Kunstleder-Sessel sitzen, den wir für sie auf das Flachdach des Hauses geschleppt hatten, und meiner Pflegegeschwester Nina die Haare flechten. Neben uns kicken einige Jungs aus dem Wohnblock einen halbaufgepumpten Ball durch die Gegend. Der staubige Sommerabend umfing uns. Es war heiß, sengend heiß, obwohl die Sonne schon untergegangen war, doch wenn man hoch genug hinaufstieg, spürte man eine leichte Brise.

Miss Melanies Hände bewegten sich wie Hummeln, schossen hin und her, hoch und nieder und hielten nur lange genug inne, um einen tiefen, zischenden Zug aus ihrer Zigarette zu nehmen. »Du kannst es wieder und wieder versuchen«, sagte sie, »aber die Erinnerungen sind immer noch da und warten auf dich wie die Schläger hinter dem Schnapsladen.«

»Schön wär's«, erwiderte ich lachend.

»Das ergibt aber keinen Sinn, Miss M«, rief einer der Fußball-Jungs. »Wenn das so wäre, hätte ich nur Einsen und würde alle Prüfungen bestehen, statt mit diesen Losern abzuhängen.«

Die anderen johlten, doch Miss Melanie beachtete sie nicht.

»Warte ab.«

Ich hatte gewartet, war aber immer noch vom Gegenteil überzeugt. Im Vergessen war ich ganz groß. Ich war eine professionelle Vergesserin. Mein Gedächtnis scheint geplündert worden zu sein, und zwar nicht mit professioneller Präzision, sondern grob und rücksichtslos. Mir bleiben nur Erinnerungsfetzen, die lose herabbaumeln wie die roten Fleischstücke in den Zombiefilmen. Scheinwerferlicht auf einem nassen Gehweg oder »Tom Yaw« oder die Silhouette meiner leiblichen Mutter, die sich gerade zu mir umdrehen will.

Ich kann mich nicht an das Gesicht meiner leiblichen Mutter erinnern. Wenn ich sie vor mir sehe, dann immer von hinten, wie sie vor einem Gemälde oder einem Bild, meist aber am Ozean steht. Sie geht darauf zu, steckt ihre Zehen hinein und spürt den schimmernden, kühlen Sand, während das kalte Wasser ihre Füße berührt und die Krebse sie kitzeln. Ohne sich umzudrehen, streckt sie die Hand nach mir aus, doch ich bleibe am Ufer stehen und beobachte die langbeinigen Vögel, will herausfinden, warum manche weg-

fliegen und andere dableiben. Als ich meine Mutter danach frage, antwortet sie: »Jeder hat die Wahl.«

Sie flog. Ich blieb. Obwohl man es wohl auch andersherum betrachten könnte.

In Tucson gibt es keinen Ozean, aber viele Möglichkeiten, sich zu ertränken. Ich meine das nicht metaphorisch – das Leben ist auch ohne Wortspiele kompliziert genug. Ich meine, dass man in etwas so Banalem wie einem Teller Hühnersuppe ertrinken kann. Im Grunde ist man immer nur durch drei Zentimeter Flüssigkeit vom Tod entfernt. Deshalb habe ich auch nie verstanden, weshalb Leute so einen Aufstand um ihren Selbstmord machen. Jede Suppe aus dem Supermarkt reicht völlig aus, um sein Leben zu beenden.

Auslöser für eine Erinnerung kann ein dunkles, moosbewachsenes Ufer mit unerwarteten Wurmlöchern sein, die einen in unbekannte Regionen der eigenen Psyche führen, aber es war kein großes Geheimnis, weshalb ich am Muttertag an meine Mutter dachte. Allerdings habe ich mich gefragt, ob es nicht doch ein winziges Loch gab, in das ich unwissentlich gestolpert war, etwas in mir, das sich nach einer Familie sehnte und an das ich unabsichtlich rührte. Und ob mich das letztlich dazu brachte, es zu tun.